

DER SOZIALIST

HERAUSGEGEBEN VON REVOLUTIONÄREN KREISEN DER SCHWEIZ

ORGAN DES SOZIALISTISCHEN BUNDES

1. JAHRGANG

BERN, DEN 15. AUGUST 1909

NUMMER 13

Auf Einwände

„Ja, die Gegenwart erscheint traurig und die Zukunft aussichtslos. . . .

„Die sozialen Bewegungen der letzten Vergangenheit haben versagt; ihr aber im Sozialistischen Bund lauft ebenfalls auf eine mehr oder weniger reformierte Konsum- oder Genossenschaftsbewegung hinaus und wir sind nicht gewillt, eure Ideen als die glücklichste und beste, noch rascheste Lösung der sozialen Frage anzuerkennen. . . .

„Her mit den Generalstreik, her mit allen Waffen, die im Klassenkampf Sieg bedeuten. . . .

„Ihr aber weicht zurück und wollt entfliehen, seid zu friedlich und wollt entsagen; aber nicht die Askese wird die Welt erobern. . . .

* * *

So und ähnlich und oft wird uns erwidert. Von Gegnern und von den Abwartenden, die eine dunkle Scheu vor allem Neuen haben. Von den Einzelnen und den Vielen.

Hoffnungslosigkeit und Leere spricht aus diesen Worten und ein Geständnis der Schwäche, die nicht weitergehen kann und am Alten festhängt. Leere und Hoffnungslosigkeit, die mürrisch und bitter gemacht.

Und Trübsehende und Wütende sind es am meisten, die uns diese Worte zurufen, Wütende, deren Wut durch die Not gezeugt, durch Elend und Krankheit großgezogen wurde und durch das freche Herauskehren des Reichtums ins Unermeßliche gewachsen ist; Wütende, die zu jeder Freude unfähig geworden sind. Trübsehende sind es, vom Mitleid überkommen, vom allzu-großen Mitleid, das schon Verbrechen an der eignen Individualität bedeutet, das sie derartig mitleiden läßt, daß sie selbst unfähig sind, gesund zu leben und zu tun. Und Liebe zum Volk nennen sie dieses Mitleid. Aber es ist eine schwache Liebe, denn es ist unsagbar wenig, was sie geben können und sei es ihr Bestes; es ist eine schwache Liebe, denn starke und große Liebe darf nicht mitherabsinken, sondern muß durch eigenes Tun und Vorwärtsgen höherführen; starke Liebe muß gegen Schwachheit und Kleinheit kämpfen können, weil sie hinderlich ist . . . und unser heutiges Volk ist schwach und klein. Aber sie können nicht mehr dem Volk voraus und so warten sie auf das Volk, warten und wollen erst tun, wenn alle wachgeworden sind und mittun wollen. Und mittlerweile rufen, jammern und wüten sie und sterben ab.

Es fehlt ihnen der Glaube und das Vertrauen auf ihre Kraft und es fehlt ihnen die Freude am Leben.

Menschenalter hindurch schlepten sie mühsam ihr Bestes hinzu, als Material zu dem großen Bau, anfangs frische, jugendschöne Menschen, dann älter und müde werdend, auf dem Wege bleibend und wieder neu erstehend und wieder sich verlierend. Und doch nie wurde der Bau vollendet. Aber halb verzweifelnd an ihrer Arbeit schaffen sie dennoch weiter, in blinder, opferbereiter Hast. Und sie sehen nicht, daß sie in die Luft bauen, daß ihnen der Boden fehlt. Und wenn wir es ihnen zurufen, dann glauben sie uns nicht. Sie wissen, ihre Väter haben schon daran gebaut und ihre Arbeit ist durch die Generationen so geheiligt, daß sie es nicht wagen, ihre Nützlichkeit anzuzweifeln. Ihnen fehlt das Erkennen; wiederum der Grund und Boden für jede wirkliche Arbeit. Sie sind Trübsehende auch in diesem Sinn. Sie meinen, das Volk zu lieben, aber sie schädigen das Volk, weil sie mit ihm kranken. Sie gleichen dem Arzt, der aus Mitleid mit dem Patienten stirbt. Sie sehen, daß unser Gesellschaftsleben schlecht ist, sie sehen alle Erfindungen mißbraucht, sie sehen das Volk schwach bis auf den Einzelnen, der sich treten läßt und aus feiger Wut den Schwächeren wieder tritt; sie sehen all die Erbärmlichkeit in sämtlichen Schichten und Klassen; aber sie sehen und erkennen nicht die Ursachen. Sie warten auf das Volk, auf die Vielen. Sie nennen dies Warten auf alle Liebe.

Liebe? Ja, auch wir lieben das Volk! Aber mit einer andern Liebe, mit einer Liebe, die Haß bedeuten, die töten kann, um das Schlechte schöner erstehen zu lassen. Wir lieben das All, die Einheit, wir lieben die Arbeit und das Tun, weil Tun und Arbeit uns Leben bedeutet; wir lieben ein starkes Volk, das wir erst schaffen müssen, aus uns und um uns, und das wir nur schaffen können, indem wir selbst beginnen, so zu leben, wie es in uns lebendig ist. Wohl! mit dem ganzen Volk wollen wir glücklich sein: denn nur, wenn allen die Möglichkeit gegeben ist, glücklich zu leben, nur dann können wir voll genießen. Und diese Möglichkeit zu schaffen, ist unsre herrliche Aufgabe. Indem wir beginnen sozialistisch zu leben, tun wir den ersten Schritt; indem wir aufhören zu warten, bauen wir.

Wie könnten wir auch noch warten, und auf wen? Auf die wohl Unzufriedenen, die aber die Ursachen nicht erkennen und selbst in ihrer Unzufriedenheit noch mittun, das Erdenleben unerträglich zu machen, indem sie die Verhältnisse stützen, indem sie an der heutigen Kultur mitarbeiten und so mitschuldig sind? Oder könnten wir gar warten auf sie, denen die äußere Form alles ist, die wohl die Körpernot sehen, aber nicht die Herzens- und Seelennot fühlen und die dadurch von vornherein zukunftslos sind?

Hier liegt das Wesentliche, das uns unterscheidet. Wir wollen erst den Geist wecken, der die Form bilden soll. Wir sagen: weil der Geist der Stärke, weil der Geist der Gerechtigkeit und Gemeinsamkeit fehlt, darum ist unsre Gesellschaftsform schwach und schlecht und unerträglich.

Die ändern aber wollen mit den Trägern dieser Gesellschaftsform der Unkultur etwas beginnen und zu diesem Zweck rufen sie: Generalstreik, Waffen her! Ja, Waffen. Vielleicht wird der überwiegende Teil der Menschen sich der Waffen bedienen, wird zerstören. Wütend. Ohne Maß und Ziel. Wird sich auf die Form stürzen und vernichten. Sie ist wert, daß sie zugrunde geht. Ohne Zweifel. Aber weiter! Was dann? . . .

Aus dem Taumel erwachend stehen die Zerstörer da, ratlos und erschrocken nach Hilfe rufend. Und der Ungeist der Unterwürfigkeit und der Ungeist der Herrschaft ist noch lebendig und er bildet sich wieder seine Form, vielleicht etwas besser, vielleicht etwas schlechter, als die alte war.

War dies dann rasch und haben die Waffen und hat das Wüten etwas Wirkliches erreicht? Sind die Menschen freier geworden und ihr Zusammenleben harmonischer? Nein. Es fehlt wiederum der Geist der Gemeinsamkeit.

Wer sagt nun noch, wir schieben hinaus, wo gerade wir den einzigen, sicheren und wirklichen Weg gehen? Wohl, wir schwingen nicht den Dolch in der Faust, sondern halten die Schaufel. Aber gräbt nicht die Schaufel das Grab des Alten? Es sieht nicht so revolutionär aus, und am Aussehen ist den Massen doch so viel gelegen und an den Teilerscheinungen. Fast alle Strömungen hängen sich an Teile und haben das Ganze aus dem Auge verloren. Wir wollen weiter, wir wollen das Ganze festhalten, das All-Eine, in dem alle Teile enthalten sind. Wir wollen zum Sozialismus. Wir wollen nicht mehr warten; auch wir wünschen die große Umwälzung herbei und wir wollen ihr die Menschen schaffen, wir wollen uns und andere fähig machen, siegen und bauen oder sterben zu können. Wir wollen die Geister vorbereiten. Alle die Ändern wollen erst Viele werden und dann tun, wir wollen im Tun Viele werden. Wir wollen nicht vergessen, daß die schwerste Revolution im Menschen geschieht. Wir wollen erst die Umwälzung von innen; sie wird die von außen im Gefolge haben und entwickeln. Sie wird aus ihr kommen müssen. Sie bereitet sich immer vor.

Wir reden nicht von der Entwicklung, welche die Theoretiker und Gelehrten meinen. Wir wollen nicht tote Werkzeuge dieser Entwicklung sein, sondern freie, gestaltende Kräfte, die genießend schaffen.

Und dennoch möchte man uns gerne den Vorwurf der Askese machen. Und so zu Unrecht. Alles, ja, alles gehört uns, wie wir dem All gehören. eines lebt im Ändern, eins genießt das Andere, tausend Möglichkeiten öffnen sich unserm Blick und wir genießen alle, unsere Individualität immer höher führend, immer zu reicherm Wachstum neu gebärend. Vielen scheint es nur schon Askese, wenn wir etwas abgestreift haben, das ihnen noch Bedingung ist, etwas, das wir nimmer brauchen, weil wir reineren Genuß tausendfach genießen, den Genuß des Wanders über Höhen immer Höherem zu. Und wie inhaltslos klingt nun der Vorwurf, wir wären Reformer, die nur für sich etwas schaffen wollten, ein Heim zum Ausruhen. Wir gehen darüber. Wir halten das Ganze im Auge, und unsre Kraft, der lebendige, formschaffende, formstürzende und wieder neue formschaffende Geist wird alle Fragen beantworten im Augenblick des Herantretens.

Möchten wir recht verstanden werden. Wir gehen nicht zurück! Wir, die den Sozialismus wollen, in uns und in allen, wir marschieren als die ewig-unsterbliche Jugend, welche Kraft und Stolz und des Menschengeschlechtes Zukunft in sich trägt! fl.

Arbeit

Vor noch nicht langer Zeit erschien zur Sitzung der Gruppe „Arbeit“ des Sozialistischen Bundes ein Mann und erzählte, er habe, weil arbeitslos, in irgend einem Stadtteil Berlins einen Menschen um eine Unterstützung gebeten. Bei der Gelegenheit hat ihm dieser ein Flugblatt des S. B. gegeben und ungefähr folgende Bemerkung gemacht: „Hier auf diesem Flugblatt finden Sie die Adresse der Gruppe „Arbeit“ des S. B.; da gehen Sie hin, man wird ihnen schon Arbeit geben“. Wir haben uns Mühe gegeben, dem Manne zu erklären, daß er, wie auch sein Gewährsmann, unser Flugblatt wohl nicht mit genügender Aufmerksamkeit gelesen habe, sonst müßten sie beide begriffen haben, daß wir in unsrer Gruppe nicht etwa zu dem, was man heute innerhalb unsrer Gesellschaft Arbeit nennt, vermitteln, oder gar Unternehmer sind. Wenn er aber durchaus etwas tun wolle, dann möge er unsre Schriften,

WAS WIR BERNARD CARLIN ANGETAN HABEN

Von Grace Potter*)

Bernard Carlin ist tot. Wir haben ihn am Montag, den 12. April um 6 Uhr morgens im Sing Sing-Gefängnis getötet, — wir, ihr und ich nämlich, die die Gesellschaft sind.

Es war ein herrlicher Frühlingmorgen. Vielleicht hat jemand den Montag in Erinnerung. Die Drosseln und Rothkehlchen sangen in Wäldern und Gärten. Auf den Wiesen kamen gerade die ersten Blumen heraus. Wie die Menschen, die so waren, daß sie das Sing Sing-Gefängnis zu bauen für nötig hielten, darauf gekommen sind, es an den schönen Hudson hinzubauen, ist ein Rätsel, das mit jeder Hinrichtung immer befremdender wird.

Bernard Carlin, der zweiundzwanzig Jahre alt war, aber wie ein vierzehnjähriger Knabe aussah, wurde zu dem elektrischen Stuhl geführt.

*) Aus der von Emma Goldmann herausgegebenen Zeitschrift „Mother Earth“ für den „Sozialist“ übersetzt.

Die Sonne ging in roter Glut auf und schickte wahllos, unbekümmert, verschwenderisch ihre heiteren Strahlen zu den Fenstern des Sterbezimmers hinein.

„Jesus erbarme dich, Jesus erbarme dich“, wiederholte der Knabe. Ein Geistlicher hatte ihm diese Worte beigebracht. Sie sollten ihn vergessen lassen, daß er bis zur Stunde noch nie Erbarmen auf seinen Wegen gefunden hatte. Sie sollten ihn ruhig machen und denen, deren Amt es war, ihn umzubringen, die Arbeit erleichtern. Sie sollten bewirken, daß er keine Szene machte. Hat die Kirche je versagt, wenn es galt, dem Staat in kritischen Augenblicken beizuspringen?

„Jesus erbarme dich“, flüsterte er, während der Wärter die Elektroden befestigte und dann mit einem raschen Ruck den Hebel drehte. Es gab ein leichtes Knacken und der elektrische Strom ging durch den schwächlichen Körper des Jungen. Wenn er wirklich zu den Stätten ging, die der Geistliche ihm in Aussicht stellte, während die Aerzte seinen Puls fühlten, um festzustellen, daß das Töten vollbracht sei, dann war Bernard Carlin jetzt an einem Ort, wo das wunder-

auf die wir ihm Rabatt gewähren, vertreiben und sich damit wenigstens so viel verdienen, daß er sich über Wasser halten und auch mit uns in Fühlung bleiben könne, damit wir ihm (was in ein paar Minuten nicht geht) mit unsrer Idee und unsrer Organisation näher bekannt machen können. Der gute Mann erklärte sich bereit, auf unsern Vorschlag einzugehen und erhielt mehrere Exemplare unsrer Schriften zum Vertrieb. Nachdem er uns versprochen hatte, bald mehr Material zu holen, verließ er uns und ist bis heute noch nicht wieder zurückgekommen.

Jedenfalls hat unser Freund Arbeit gefunden und hat den Kreis derer vergrößert, die Tag ein, Tag aus emsig ihr Werk verrichten, sich als wirklich brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft fühlen und auch nicht einen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß es vielleicht doch nicht das richtige ist, was sie für nützlich und gut halten, daß sie vielleicht doch als Gesamtheit mit ihrem Tun sich allein schaden, daß sie ihre eignen Totengräber sind und daß es um sie, vielleicht sogar unter ihnen, einzelne, wenige Menschen giebt, die unter Arbeit etwas ganz anderes; Besseres und Nutzbringenderes verstehen.

Diese alle, sie sollten wirklich einen Augenblick in ihrem Hasten innehalten und aufmerken, was diese Einzelnen und Wenigen ihnen zu sagen begehren, weil es sich in ihnen als eine große Wahrheit offenbart hat und sich nun gewaltsam herausdrängt, zu all denen, die ihnen nur einen Augenblick das Ohr leihen und nur einen Augenblick das Herz öffnen. Aber auch wirklich öffnen sollten sie ihr Herz, und wenn im Alltagsleben ihre Sklavenarbeit, ihr Laufen, Stolpern, Fallen und allenfalls noch einmal Aufstehen und Weiterhumpeln ihnen die wirkliche Befriedigung nicht bringt, wenn sie dunkel ahnen, daß es doch noch etwas weit Schöneres auf diesem Planeten geben muß, dann sollten sie dieses Gefühl, diese Stimme aus ihrem Innern nicht überschreien oder gar durch künstliche Mittel zum Schweigen bringen wollen. Dann würden sie mit den Wenigen mitempfunden, daß es nicht so weitergehen kann, daß diese Arbeit der Unkultur mit Notwendigkeit, wenn die Umkehr nicht bald kommt, ihre eigenen Träger immer weiter herunterbringen muß — dem Abgrund zu.

Träger aber dieser Arbeit der Unkultur sind nicht nur solche, die aus dieser Ordnung einen momentanen Vorteil zu ziehen scheinen, sondern auch alle wir Menschen, die schon jetzt nur zu sehr den Nachteil

am eignen Leib und an eigner Seele erfahren. Alle, alle sind sie schuldig! Sie sind alle Diener des Geistes der Schwere und nehmen am Vernichtungswerke teil, ob sie wissen oder nicht. Und so müssen auch alle die Folgen tragen. Alle Waffen, gleichviel welcher Art, die geschmiedet werden, um irgend welches Leben zu unterdrücken oder auch nur einzudämmen, richten sich augenscheinlich gegen die Anfertiger und Träger, aber in letzter Linie auch gegen die Auftraggeber.

Wir sind nicht naiv genug, zu glauben, daß all die Massen, die an ihren Ketten schmieden, beim ersten Ruf die Rufenden hören oder gar dem Ruf gleich folgen werden. Dazu sind sie ja viel zu sehr von den falschen Interessen berückt. Vom Interesse an dem kapitalistischen Warenmarkt, auf dem alle nützliche Arbeit mit Feilschen und Uebervorteilen untrennbar vermengt ist. Vom Interesse für Waren, für die oft das schlechteste Material verwendet und die nachlässigste Arbeit getan wurde und deren Preis dennoch derart künstlich auf der Höhe gehalten wird, daß es denen, die die Produkte hergestellt haben, nicht möglich ist, sie selbst zu kaufen. Vom Interesse an der militärischen und polizeilichen Gewalt, der sie selbst einmal früher oder später zum Opfer fallen können. Vom Interesse der Zuchthäuser und Irrenhäuser, die ihresgleichen, denen unsre herrliche Kultur ihren echten Stempel auf die Stirn gedrückt, füllen. Vom Interesse am Gesetzmachen und auch vom Interesse zu denen, die die besten Kunden der Gerichte sind, denn ohne sie wären ja ihre schönen Gesetze zwecklos. Vom Interesse an den Erziehungsanstalten, in denen die Menschen herandressiert werden, damit die alten baufälligen Pfeiler dieses Narrenhauses, durch immer neue ersetzt werden können. Alle, die da glauben, diese Massen so leicht durch Rufen, durch Locken für sich zu gewinnen, hätten, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, noch nichts Wirkliches getan. Wir glauben nicht, daß die Massen etwas Großes, Zukunftsiceres vollbringen können, wenn sie nur einem Lockruf gefolgt sind, anstatt daß sie durch einen unwiderstehlichen inneren Trieb zu uns gekommen sind. Und deshalb sprechen wir aus der tiefsten Ueberzeugung unsrer Seele zu den Massen der Menschen und sind belohnt und beglückt, wenn es auch ganz wenige zuerst sind, die wir wecken, ganz wenige, die aber in uns weniger die Rufer, als vielmehr die durch ein inneres festes Band schon immer mit ihnen verbundenen Freunde sehen und gar nicht mehr begreifen können, wie sich

volle Erbarmen, das er von allen, die er kannte, hier auf Erden hatte haben wollen, endlich sein Teil war.

Seiner Lebtag hatte er nach Gesundheit gelehzt: gesund und kräftig und von seinem Augenübel — er war halb blind — geheilt zu sein, schien ihm das Begehrtestwerteste in der Welt. Wonach es ihn dann am meisten verlangte, das waren Freunde. Er brauchte Teilnahme und Liebe. Man sagt, er sei schwachsinnig gewesen. Ich weiß nicht, ob man das vorbrachte, um den Staat zu entschuldigen, daß er ihn umbrachte, oder um ihn zu entschuldigen, daß er seine Mutter umbrachte. Sein Kopf war zwar nicht so schwach, daß er nicht nach Gesundheit und glücklichen Beziehungen zu Menschen verlangt hätte; aber er war so schwach, daß er nicht begriff, warum diese Güter ihm vorenthalten sein sollten. Als er im April vorigen Jahres aus einer Verwahrlostenanstalt, in die ihn seine Mutter gegeben hatte, entlassen wurde, ging er schnurstracks zu ihr nach Brooklyn und schoß sie tot.

Die meiste Zeit seines Lebens hatte er in solchen Anstalten, Besserungs- und Rettungshäusern und dergleichen verbracht, Als er anderthalb Jahre alt war, starb sein Vater und man brachte ihn in

ein Waisenhaus. Mit vier Jahren wurde er herausgenommen und sofort einer andern Anstalt der Art übergeben. Im Alter von acht Jahren verließ er auch diese; aber er hatte sich, wie es in solchen Häusern sehr oft der Fall ist, ein Augenübel zugezogen und war eine große Last zu Hause. Seine Mutter tat ihn wieder fort. Seine Augen wurden schlimmer. Er fing an, die Schrecknisse der Blindheit vor sich zu sehen. Er schrieb seiner Mutter leidenschaftliche kindliche Briefe, in denen er sie bestürmte, ihm einen Arzt zu schicken oder ihn aus der Anstalt zu holen und zu einem Arzt zu führen. Als sie nichts dergleichen tat, setzte sich der Gedanke in dem kleinen Bernard fest, es sei ihm gleichgültig, wie es ihm erginge. Als diese Anstalt ihn entließ, schickte ihn seine Mutter zum ersten Mal in seinem Leben zur Schule. Er konnte nichts lernen, weil seine Augen so schlimm waren. Die Lehrer schalten mit ihm und hielten für über die Maßen dumm. Er dachte nicht daran, ihnen zu sagen, daß er halb blind war. Die Kinder verspotteten ihn wegen seiner Dummheit. Als sie herausbekommen hatten, daß er in Waisenhäusern und dergleichen Anstalten gewesen war, riefen sie Schimpfnamen hinter ihm her.

je etwas Starres, Fremdes zwischen uns drängen konnte. Nun aber, da wir uns gefunden haben, geben wir uns die Hand und schauen uns in die Augen, wie wahre Freunde, die lange getrennt waren und den Augenblick des Wiedersehens genießen. Wer dieses Gefühl kennt, das einem plötzlich überkommt, wenn man einen Menschen gefunden hat, zu dem man gerade so sprechen kann, wie man fühlt und dem gegenüber man nicht mehr, wie in der Gesellschaft der festgenagelten Sitten, zum Schauspieler gezwungen ist, der begreift ganz, wenn wir sagen: Solch einen Menschen gefunden zu haben, ist schon ein Stück Arbeit getan.

Und so wollen wir weiter arbeiten. Erst die Empfindung in sich fühlen, daß man das Verlangen nach Betätigung hat, — sie ist das Wesentliche allen Lebens, ohne sie giebt es keine Bewegung, giebt es nur Tod — und dann aus der Erkenntnis heraus zum freudigen Schaffen übergehen. Diese Erkenntnis, die den rufenden Sucher seinen Freund und Bruder finden ließ, zeigt ihm, daß er überhaupt nur dadurch sein Leben schöner gestalten kann, daß er den Bund mit seinen Schwestern und Brüdern schließt.

Diese Verbindungen sind nicht mehr, wie in der heutigen Gesellschaft, auf Zwang und Lüge beruhend, sondern sind Verbindungen zwischen gleichstehenden Menschen, die sich nicht gegenseitig das Leben schwer und sauer machen, und keine Form der Ausbeutung kennen, sondern lediglich Gerechtigkeit.

Diese Verbindungen werden dann in wechselseitigem Austausch der einzelnen und vereinten Kräfte Größeres zu tun vermögen, als wir heute noch sehen können, und werden alle zu immer schönerer Gemeinsamkeit und Innigkeit weiterführen.

Dieser Gedanke beherrschte die Freunde der „Gruppe Arbeit“ des S. B., als sie den Namen der Gruppe vorschlugen. Die Freunde kamen nicht wie sehr viele Kritiker dieser Gesellschaftsordnung, nachdem sie alles „in Grund und Boden kritisiert“, zu dem Schluß: Haß der Arbeit! Sie empfanden mehr Ekel als Haß gegen diese moderne Arbeit, die von Unwissenden mehr als von Bösen verrichtet wird.

Wir wollen uns nicht vom Haß gegen die jetzige Art der Arbeit leiten lassen, sondern von der Liebe zur schönen und vernünftigen Arbeit.

Kommen viele Einzelne zu uns, um mit uns zu wirken, dann werden wir bald Massen sein, die nicht verzweifelt dem Abgrund zustürzen, sondern kraftvoll und freudig die Gipfel ersteigen. hm.

Dann machte er eine Entdeckung. Es gab im Innern der Stadt andere Knaben, die überhaupt nicht zur Schule gingen und die von all den schrecklichen Geschichten über ihn nichts wußten. So oft er nur den Mut fand, rannte er nun hinter die Schule, um in der Gesellschaft dieser Knaben zu sein. Er machte sich nichts daraus, daß sie ihm seine Murneln abgewannen. Er wußte, wie er den Knaben in der Schule andere Murneln aus der Tasche holen konnte. Sie wollten Murneln haben? Oh, er konnte sie ihnen dutzendweise bringen und dazu noch glänzende Knöpfe und Taschenmesser und andere Schätze. Und dafür bekam der kleine Bernard, wonach sein Herz lechzte: Mitgefühl und Kameradschaft. Wie wundervoll das war, daß man so schöne Gaben für solche Kleinigkeiten, die man stahl, bekommen konnte!

So vergingen ein paar glückliche Monate. Er mußte oft hungern und frieren, zu Hause wurde er lieblos hin- und hergestoßen. „Du bist ein Taugenichts“, sagten sie zu dem Jungen. Aber wie herrlich! Bernard wußte, daß er es nicht war. Er war zu etwas nütze. Er konnte für seine geliebten Freunde, die mit ihm plauderten und mit ihm spielten und ihn lieb hatten, stehlen.

Das Kostenprinzip

Von STEPHEN PEARL ANDREWS*)

Die Nationalökonomie erweist sich, wenn man sie nach der gerechten Verteilung des Reichtums fragt, als unzureichend. Sie sieht den Reichtum als abstraktes Ding an, das ein eigenes Interesse hätte, verschieden von dem der Arbeiter, die ihn hervorbringen. Sie untersucht nicht, welche Prinzipien die Anhäufung und Verteilung des Reichtums leiten sollten, um das größtmögliche Maß von Annehmlichkeit hervorzubringen und die vollkommenste Entwicklung jedes individuellen Menschen zu erzielen, sondern beschäftigt sich nur mit der Art und Weise, wie, und mit den Prinzipien, wonach jetzt Männer und Frauen verwendet werden, Reichtum zu erzeugen und auszutauschen. Die Nationalökonomie, der somit größere Zwecke und humane Absichten fehlen, genügt daher weiten Kreisen nicht mehr. Die Fragen, womit sie sich beschäftigt, können nicht länger als einzige Darlegung des Gegenstandes, worauf sie sich beziehen, angesehen werden, sondern werden jetzt richtig als Teile eines größeren Feldes philosophischer Forschungen gewürdigt. Der Gegenstand der Nationalökonomie wird demnach mitenthalten sein in einer umfangreichen Sozial-Philosophie, die alle Interessen, welche aus den Wechselbeziehungen der Menschen hervorgehen, umfassen wird.

*

Im Austausch besteht Billigkeit in der Gleichheit der Lasten: Arbeit für Arbeit, Last für Last oder gleiche Kosten im Austausch. Demnach giebt es keine andere Basis des Preises, keinen andern Grund, von jemand eine Verrichtung zu fordern, als die Tatsache, dagegen ebensoviel eigene Anstrengung übernommen zu haben.

Dieser Vorschlag, so einfach und scheinbar so unbedeutend, ist einer der radikalsten, die je gemacht worden sind. Wenn er in allen Handelsbeziehungen streng daran festgehalten wird, gestaltet er fast jede Art der gegenseitigen Beziehungen um. Dies wird jedoch für alle Klassen wohlthätige Folgen haben. Wir wollen jetzt einige der verschiedensten Wirkungen, die dieses Prinzip auf die Interessen der Gesellschaft aus-

*) Das Buch, aus dem diese Bruchstücke entnommen sind, ist: „Die Wissenschaft von der Gesellschaft“ von Stephen Pearl Andrews, nach der Uebersetzung von Mathilde Kriege, herausgegeben von Wilh. Russbildt.

Als seine Mutter eines Tages glaubte, er wäre in der Schule, erhielt sie die Mitteilung, die Polizei hätte ihn wegen Diebstahls verhaftet. Die Familie hatte es natürlich schon immer vorausgesagt. Bernard hatte nie etwas getaugt. Er war immer das rüddige Schaf in der Familie gewesen. Er wurde des Diebstahls überführt und in ein Zwangserziehungsheim gesteckt.

Es vergingen Monate. Der kleine Bernard war verlassen. So verlassen. Verlassener als er es je im Leben gewesen war. Denn jetzt wußte er, was Freundschaft bedeutete. Wenn die andern Gefangenen Briefe von ihren Familienangehörigen bekamen, lasen sie sie Bernard gewöhnlich vor. Dabei sagte er oft, er möchte lieber von Freunden Briefe haben als von Verwandten. Manchmal las man ihm einen Brief von dem Freund eines Gefangenen vor. Lange Zeit, nachdem er so einen Brief gehört hatte, sprach er mit keinem. Er saß dann stumm und allein. Manchmal sah ein Aufseher, wie er seine Hand in die Tasche steckte und so tat, als ob er eine Handvoll Murneln herausholte. Dann kniete er auf einem Bein und lachte laut vor sich hin und tat so, als ob er dicht am Boden nach dem Häufchen

übt, betrachten und sie den Resultaten der Prinzipien, die jetzt in demselben Gebiete wirken, gegenüberstellen.

Die erste große Folge des Kostenprinzips ist, daß rechtmäßig keinen Preis einbringt, was keine Arbeit gekostet, keine Last auferlegt hat. Alles Eigentum dieser Art, sowohl, was von Natur gleichmäßig dem ganzen Menschengeschlecht freisteht, wie Grund und Boden, Wasser, Luft, Licht und Wärme, als auch, was im besonderen an Individuen haftet, wie persönliche Schönheit, Genie und Talent, nennen wir natürlichen Reichtum. Jedoch wird etwas, worauf jemand verzichtet, trotzdem es für ihn selber angenehm oder nützlich wäre, auf Grund dieses Opfers rechtmäßig Gegenstand eines Preises.

Dieses Prinzip schlichtet logisch und einfach die beunruhigende Grund- und Bodenfrage. Das Land ist in seinem natürlichen Zustande natürlicher Reichtum — es ist allen Bewohnern der Erde gleicherweise zur Nutznießung übergeben. Doch sobald auf irgend einem Teil des Landes Arbeit verwandt ist, die ihm einen positiven Wert hinzufügt, ist diese Arbeit rechtmäßiger Gegenstand eines Preises und wird gleich anderer Arbeit nach den Kosten oder nach der in der Ausführung übernommenen Anstrengung gemessen. Daher kostet billigerweise das Land, worauf noch keine Arbeit verwandt worden ist, nichts; den rechtmäßigen Preis unbearbeiteten Landes, das nur vermessen und abgegrenzt ist, ergeben die Kosten der Vermessung und der Abgrenzung; wenn es klargemacht und eingezäunt ist, ergibt sich der rechtmäßige Preis, wenn man die Kosten dieser Arbeiten den Kosten des Vermessens und Abgrenzens hinzufügt. Ist das Land außerdem noch gepflügt, bebaut und verbessert, so ist der Preis um die Kosten sovieler Arbeit erhöht. Dasselbe gilt vom Wasser. So, wie es im Strome fließt, ist es natürlicher Reichtum und kostet rechtmäßig nichts. Doch kann dafür, sobald daran zum Vorteil einer andern Person Arbeit verwandt worden ist, ein Preis festgesetzt werden, genau nach den Kosten der Arbeit gemessen. Jedes Individuum ist berechtigt, sich vom allgemeinen natürlichen Reichtum so viel anzueignen, wie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nötig ist. Sobald ich Wasser aus einer Quelle oder aus einem Flusse geschöpft habe, ist es nicht mehr als natürliche Arbeit anzusehen: es ist auf Grund meiner Arbeit mein Eigentum geworden. Niemand hat das Recht, es mir wegzunehmen, und falls es jemand zu haben wünscht, bin ich befugt, dafür einen Preis zu verlangen, der Last

angemessen, die in meiner Arbeit oder in dem Risiko, das ich getragen habe, besteht. Habe ich es soeben geschöpft, so ist der Preis so unbedeutend, daß er kaum in Betracht kommt; wenn ich es aber weit getragen habe, so mag er schon in Anschlag gebracht werden; habe ich mich Gefahren ausgesetzt, so wird das Risiko billigerweise anzurechnen sein. In allen diesen Fällen ist es nicht der natürliche Reichtum — das Land und das Wasser —, was bezahlt wird, sondern die menschliche Arbeit und was sonst darauf verwendet wurde. Nichts ist so eigentlich der rechtmäßige Gegenstand des Preises als überwundene Widerwärtigkeit. Da aber die Teile des natürlichen Reichtums, denen menschliche Arbeit hinzugefügt worden ist, die Gegenstände sind, von denen beim Tausch die Rede ist, so ist es natürlich, von ihnen zu sprechen, als trügen sie den Preis.

Durch die Anwendung des Kostenprinzips, das wie wir gesehen haben, nichts anderes als der philosophische Maßstab der Billigkeit ist, wird jede Spekulation in der Wurzel zerstört. Wie wir sogleich sehen werden, zerstört sie ebenso eine andere Spekulation, die die Welt kaum für unbillig hält, sowohl im Prinzip wie in seinen drückenden Folgen — ich meine die Spekulation, die das Talent, die natürliche Geschicklichkeit oder das Genie zum Gegenstande hat. Nach den gegebenen Erläuterungen hat billigerweise niemand ein Recht, einen Preis zu verlangen für das, was nicht durch seine Arbeit hervorgebracht oder bezahlt worden ist. „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es geben“.

Eine höhere natürliche Begabung, irgend eine Tätigkeit auszuüben, erleichtert gewöhnlich die Last und vermindert folglich nach dem Kostenprinzip den Preis. Ich sage „gewöhnlich“, da es vorkommen kann, daß eine Person, die für eine bestimmte Tätigkeit sehr geschickt ist, dennoch aus einer besonderen Ursache dagegen einen ungewöhnlichen Widerwillen empfindet, und es darf nie außer Acht gelassen werden, daß es der Grad des zu überwindenden Widerwillens ist, der den Preis bestimmt. Nach allgemeiner Regel steht die Lust, die man zu einer Arbeit hat, mit der Geschicklichkeit in gleichem Verhältnis, und in diesem Fall ergibt das Prinzip das angegebene Resultat.

Eine Folgerung, die allem, was wir jetzt in der Praxis sehen, so auffallend unähnlich ist, wird natürlich zuerst mit einigen Zweifeln aufgenommen werden. Wie eine nähere Untersuchung jedoch ergeben wird, sind

zielte. Und dann — fiel ihm alles wieder ein. Er erhob sich langsam vom Boden und sah seine leere Hand an und sprach kein Wort. Er war schwachsinnig, wißt ihr.

Eines Tags sprach ein Geistlicher in dem Erziehungsheim mit den Knaben. „Eure Mutter“, erklärte er ihnen, „ist euer bester Freund“. Bernard hörte nicht oft hin, wenn ein Geistlicher sprach. Aber er hörte jetzt, wie einer sagte, seine Mutter wäre sein Freund. Das hatte er nie vorher gehört. Er dachte viele, viele schlaflose Nächte darüber nach. Er dachte daran, wenn er tagsüber bei der Arbeit saß. Schließlich schrieb er einen Brief an seine Mutter. Sie gab ihm keine Antwort. Aber in sein Herz war etwas Neues gekommen. Wenn seine Mutter sein Freund war liebte er sie. Er verzieh ihr, daß sie ihm keinen Arzt geschickt hatte, der nach seinen Augen sah. Er verzieh ihr, daß sie daran schuld war, daß er sein ganzes Leben in solchen Häusern verbrachte. Er hatte entdeckt, daß sie sein Freund war. So schrieb er immer wieder. Er bat sie, sie möchte ihm nur wissen lassen, daß sie sich um ihn kümmerte. Sie lebte in derselben Stadt wie er. Aber sie besuchte ihn nie. Sie schrieb ihm nicht einmal.

So verstrich langsam Jahr um Jahr von Bernards trauriger Jugend. Etwas anderes kam allmählich in das Herz des Gefangenen. . . . Er wußte jetzt, es war eine Lüge, daß die Mutter eines Knaben sein Freund wäre. Wenn er könnte, wollte er sie umbringen. Er wollte zu ihr in ihr Haus nach Brooklyn gehen und sie erschießen, nahm er sich vor, sowie er frei wäre. Im vorigen April wurde er entlassen.

Als ihn der Richter in der Verhandlung fragte, warum er seine Mutter ermordet hätte, antwortete er:

„Ich stand allein in der Welt und jeder war gegen mich, so schwor ich meine Mutter umzubringen, die an all meinem Unglück schuld war. Sie war nicht gut zu mir. Am 7. April kam ich aus dem Loch und hatte zehn Thaler in der Tasche. Ich kaufte mir einen Revolver und fünf Patronen, ging ins Haus meiner Mutter und klingelte. Sie kam an die Tür und sagte lachend: „Sieh mal an, Bernard kommt nach Hause“. Sie wandte ihr Gesicht der Küche zu, wo meine Schwester war. Da tötete ich sie. Ich feuerte fünf Schüsse auf sie ab“.

Der Richter erklärte, er sei ein Ungeheuer, das nicht am Leben bleiben dürfe und verurteilte ihn zur Hinrichtung durch Elektrizität.

alle Folgen, die aus der Annahme des Prinzips hervorgehen, wohlthätig und harmonisch und zur Lösung des Problems erforderlich.

Talent, natürliches Geschick und Genie — unterschieden von den Fähigkeiten, die das Resultat der Arbeit oder des Fleißes sind — bilden eine Art natürlichen Reichtums. Diese Gaben sind zwar nicht unter alle Menschen gleich verteilt und können deshalb nicht von allen in gleicher Weise genossen werden; denn diejenigen, denen diese Güter verliehen sind, haben darin einen Genuß vorweg, der anderen nicht mitgeteilt werden kann. Dasselbe gilt von der Gesundheit, von persönlicher Schönheit oder von einer natürlich anmutigen Haltung: in erster Linie scheinen sie lediglich individueller Reichtum zu sein. Aber doch können sich andere ihrer miterfreuen; so z. B. empfinden wir Vergnügen, wenn wir ein schönes Antlitz oder eine anmutige Gestalt sehen oder wenn wir die genialen Schöpfungen eines Künstlers auf uns wirken lassen. Dieser Genuß ist von der Natur unentgeltlich verliehen worden. Er ist nicht auf das Individuum, das ihn hervorruft beschränkt, sondern ist das allgemeine Erbe des ganzen Menschengeschlechts.

Es ist bereits festgestellt worden, daß nur die Kosten den rechtmäßigen Grund eines Preises bilden. Daher begründet weder das Talent der Beredsamkeit, noch die Begabung des Tonkünstlers, noch die natürliche Behendigkeit eines Taschenspielers irgend eine rechtmäßige billige Basis eines Preises. Sie haben ihren Besitzern nichts gekostet.

Damit ist aber nicht gesagt, die Arbeit, die es erfordern mag, diese natürlichen Talente auszuüben, begründe nicht rechtmäßig einen Preis. Das Gegenteil behaupte ich; es muß nur billigerweise der Preis der Ausübung durch den Betrag des Widerwillens bestimmt werden, den das Individuum gegen diese Arbeit, verglichen mit anderer Tätigkeit empfindet. Jedoch durch die außerordentliche Fähigkeit, die sich bei der Ausführung kundgibt, darf der Preis nicht um ein Jota erhöht werden. In diesem Element ist keine Arbeit enthalten, kein Widerwille überwunden — sind keine Kosten und ist folglich auch kein Grund eines Preises vorhanden.

Ferner ist die Arbeit, die zur Ausbildung des natürlichen Talents vor der Ausführung geleistet worden ist, ein Element der Kosten, wovon ein angemessener Teil billigerweise bei jeder besonderen Darstellung des Talents berechnet werden mag.

Eine Frau, der vor kurzem ein Sohn gestorben war, hörte von Bernard Carlin und schickte ihm einen Anwalt, der versuchen sollte, die Aufhebung des Urteils durchzusetzen. Sie schrieb dem Jungen und bat ihn, er solle sie Mutter nennen, und versprach ihm, sie wolle ihm um ihres eignen Kindes willen helfen. Bernard schrieb ihr aber zurück, er könne sie nicht Mutter nennen.

Die Briefe dieser Frau waren das zweite Glück, das je im Leben zu ihm gekommen war. Der Antrag auf Aufhebung des Urteils wurde zurückgewiesen. Das Letzte, was er tat, ehe er sich zu seinem Gang zum elektrischen Stuhl vorbereitete, war, daß er ihr einen Dankbrief für alles, was sie für ihn getan hatte, schrieb. Der schwachsinnige Knabe schrieb, er hoffe, daß sie noch ein langes und glückliches Leben hätte. Und im letzten Satz sprach er den Wunsch aus, sie sollte am Ende ihres Lebens „einen glücklichen Tod haben“.

Bernard Carlin wurde am 12. April im Sing Sing-Gefängnis am schönen klaren Hudson elektrisch hingerichtet. Sein letztes Wort war: „Jesus erbarme dich“.

Es wird eingewandt werden, unter diesem System würden Talent und Geschicklichkeit nicht geschützt. — Talent und Geschicklichkeit sind geistige Kräfte, und es ist nicht Kraft, sondern Schwäche, was Schutz verlangt. Talent und Geschick befähigen heutzutage ihre Besitzer, durch ihre geschäftlichen Beziehungen die Welt so zu beherrschen, wie früher Tapferkeit und physische männliche Kraft ihre Besitzer befähigten, sich auf den Schlachtfeldern die Herrschaft zu erkämpfen. Die Herrschaft der physischen Ueberlegenheit beginnt bereits zu erlöschen; wir befinden uns jetzt schon vorwiegend unter der Herrschaft geistiger Kraft, die in der Art und Weise ihrer tyrannischen Wirksamkeit bei weitem feiner und verwickelter als jene ist. Die Gesetze, die die wahre soziale Ordnung begründen, werden dem Menschen keineswegs erleichtern, sein Talent oder seine geistige Kraft für eigene selbstsüchtige Zwecke anzuwenden, sondern gerade das Gegenteil verursachen.

Trotzdem werden Talent und Geschicklichkeit sowohl wie physische Männlichkeit stets einen gewissen Grad von Huldigung erhalten und mittelbar mehr geläuterte und dauernde Belohnung sichern als direkte Anmaßung. Indem wir über den Grund eines Preises sprechen, behandeln wir durchaus nicht alle möglichen Wirkungen einer Ausführung, sondern nur die eine, die für die Forderung einer gerechten Vergütung die Grundlage giebt.

Der Preis ist das, was jemand für geleistete Dienste ausschließlich als sein Recht verlangen kann. Er gründet sich demnach auf gegenseitige genaue Gerechtigkeit, und diese hat mit Gnade, Dankbarkeit oder Wohlwollen, Bewunderung oder Huldigung nichts gemein. Sie schließt das Wirken dieser Gefühle nicht aus, nachdem ihren eigenen Forderungen genügt ist; doch an und für sich selbst kennt sie nichts dieser Art. Sie verlangt Billigkeit, genaue Aequivalente, Bürde für Bürde und wird durch nichts anderes befriedigt. Um jene verschiedenen Gefühle richtig zu würdigen, müssen wir sie individualisieren. Nicht allein, um Rechte zu sichern, sondern ebensowohl, damit Wohlwollen als Wohlwollen und Huldigung als Huldigung gefühlt und entgegengenommen werde, sollten die Grenzen dieser Gemütsäußerungen genau bestimmt werden. — Die Verwirklichung der Gerechtigkeit ist der Grund, worauf das Wohlwollen beruhen muß. Der Sklave fühlt gegen seinen Herrn, der gegen ihn in irgend einer Weise gütig gehandelt hat, wenig oder gar keine Dankbarkeit, weil er weiß, jener steht zu ihm in ungerechter Beziehung und schuldet ihm, mit dem Maßstab des Rechts gemessen, mehr, als er ihm aus Nachsicht zugesteht. Dieser schetnbare Mangel der Dankbarkeit wirkt vom Sklaven wieder auf den Herrn zurück, und dieser verachtet den Sklaven und schätzt seine moralische Gemütsbeschaffenheit gering. Der Fehler ist, daß die Grundbedingung, Gerechtigkeit, fehlt, die allein Wohlwollen rechtfertigt, Dankbarkeit erweckt und freundschaftliche Beziehungen einführt und festhält. Eine Wohlthat erweisen und während dessen Gerechtigkeit verweigern, ist stets eine Beleidigung.

Der Einwand, das Kostenprinzip unterdrücke das Genie und sichere denen, die nur angenehmen Beschäftigungen nachgehen, nicht den Lebensunterhalt, wurde schon gestreift.

Die Grundlage des Genies und der Verfeinerung bilden gesunde, physische Bedingungen, wie sie nur durch Arbeit und Anstrengung geschaffen werden. Wer nicht nötig hat, sich anzustrengen, ist keineswegs in günstiger Lage. sein Genie zu entfalten und in Tätigkeit zu erhalten. Der Poet wird, wenn er täglich drei Stunden in einer Beschäftigung arbeitet, die wirkliche Arbeit ist, größeres schaffen können, als wenn er sich nur seiner litterarischen Lieblingsbeschäftigung hingiebt. Bei einer jetzt so verbreiteten Kenntnis der physiologischen Gesetze ist es wohl nicht nötig, länger bei einer Behauptung zu verweilen, die sowohl durch die Wissenschaft als durch die Erfahrung bestätigt wird. In richtigen industriellen Beziehungen wird weniger als diese Zeit hinreichen, die Mittel der Existenz und der notigeren Annehmlichkeiten zu verschaffen. Daher hat unter der Wirkung dieser Prinzipien das Genie sein Geschick in eigener Hand.

Der Mann des Genies, der sich außer der Zeit, die er arbeiten muß, um die Mittel seines Unterhalts zu gewinnen, nur dem hingiebt, was ihm Freude macht, würde natürlich als Preis seiner Anstrengung die Belohnung nicht erhalten, die andern Anstrengungen, welche direkt zur Erzeugung des Reichtums beitragen, zukommt. Wenn er in seiner Beschäftigung allein die eigene Befriedigung sucht, wird er seine Belohnung unmittelbar darin finden. Wahrscheinlich ist jedoch keine anhaltende Beschäftigung nur angenehm. Wenn der Künstler die Produkte seines Genies überhaupt veräußert, ist er berechtigt, dafür einen Preis zu fordern, der dem Grade seiner Kosten oder seines Opfers entspricht. Die Richtigkeit dieses Prinzips ist jetzt stillschweigend von jedem verständigen Dilettanten anerkannt. Dieser setzt für seine Werke keinen Preis fest, weil er sie bloß zu seinem Vergnügen ausführt. Sobald aber einer seine Kunst zum Geschäft macht und sie zum Vergnügen und zur Befriedigung des Publikums ausübt, ist er gezwungen, seine eigene Befriedigung mehr oder weniger der Befriedigung anderer unterzuordnen, was bei einem Temperament, wie es Künstlern gewöhnlich eigen, sehr lästig ist. Gemäß dieser Last entsteht eine Erhöhung des Preises. Genötigt sein, zu gewisser Zeit etwas darzustellen, seinen eigenen Geschmack dem seiner Gönner anzupassen — all die Opfer, die dem Künstler dadurch auferlegt werden, kommen rechtmäßiger Weise bei Festsetzung des Preises in betracht. Es kann demnach eine Kunst, die als Geschäft ausgeübt wird, im kaufmännischen Sinne ebenso vorteilhaft sein wie irgend eine andere Beschäftigung.

Gewöhnlich widerstrebt es jedoch dem echten Künstler seine Kunst als Geschäft zu betrachten. Er empfindet es als Erniedrigung, mit seiner Verehrung der Kunst Absichten des Handels zu verbinden. Wie würde es sein geläutertes Gefühl befriedigen, wenn er sich eine gesicherte Existenz und dem ihm zusagenden Grad der Bequemlichkeit und Eleganz verschaffen könnte, indem er ein paar Stunden seiner Zeit in irgend einer produktiven Tätigkeit verwendete. In der unsicheren

Lage, worin sich der Künstler jetzt befindet, ist wohl nichts, was als Muster hingestellt werden könnte, sodaß es verderblich wäre, davon abzuweichen.

*

Eine andere Einwendung, die gegen das Kostenprinzip erhoben wird, ist aus den Folgen gezogen, die es auf die Interessen und Zustände der Gesellschaft haben soll; sie lautet, es solle nicht für die Ausführung jeder Verrichtung, die für die Gesellschaft nützlich ist. Bestimmter ausgedrückt, lautet der Einwand: Es giebt Arbeiten, die nicht unangenehm, sondern nur angenehm sind und folglich nach dem Kostenprinzip keinen Preis oder keine Vergeltung erhielten, aber doch für die Wohlfahrt der Gesellschaft notwendig sind. Damit sich Personen, die sie verrichten, finden, müßten sie erhalten werden und folglich für ihre Arbeit einen Preis erhalten. Das Kostenprinzip verweigere daher einen Preis, wo das öffentliche Wohl ihn verlangt.

Diese Annahme setzt fälschlich voraus, in einem Zustände, wie er aus diesen Prinzipien hervorgehen wird, fänden die Menschen nicht soviel Zeit, ihre Vergnügungen des Vergnügens halber zu verrichten, sondern sie wären genötigt, ihre ganze Zeit Beschäftigungen zu widmen, die ihnen den Lebensunterhalt verschaffen.

Diese Folgerung ist auf den jetzigen Zustand der Dinge gegründet und nicht auf einen, wie er unter der Herrschaft allgemeiner Gerechtigkeit bestehen wird. Das Ziel aller radikalen sozialen Reform ist aber ein Zustand, der jedes Individuum von der Notwendigkeit beständiger widerwärtiger Arbeit befreit und ihm Zeit und Möglichkeit giebt, Beschäftigungen, die ihm angenehm sind, nach eigenem Gutdünken zu betreiben. Wir behaupten, das Kostenprinzip, verbunden mit der Souveränität des Individuums, schafft einen Zustand, worin diese Muße und Möglichkeit vorhanden sind. Die eigentliche Frage ist also, ob er dies tut oder nicht. Ist es der Fall, so ist die Einwendung nichtig. Jede nur angenehme Beschäftigung wird von solchen Personen verrichtet werden, die Muße haben, oder von allen Personen, wenn sie Muße haben. Da sie bloß angenehm ist, kann jeder Antrieb, in die Gestalt eines Preises gekleidet, entbehrt werden. Ob die Anwendung des Kostenprinzips allgemeinen Reichtum und damit Muße und Freiheit erzeugen wird, hängt von der Genauigkeit der ganzen Reihe unsrer Vorschläge ab.

*

Es wird dem verständigen Leser auffallen, daß das Kostenprinzip wunderbar durchdringend, genau und scharf ist — daß es zwischen dem, was in der jetzigen Gesellschaft und in all den vorgeschlagenen Formen sozialer Umgestaltung recht und unrecht ist, scharf unterscheidet, und endlich, daß es die Einfachheit grundlegender Wahrheit mit einer bis ins Kleinste gehenden Anwendbarkeit verbindet, sodaß es in Wahrheit ein allumfassendes Prinzip ist.

AUS DER ZEIT *England.* — Mit der Politik und dem Staatsregiment ist es in allen Ländern mit Ausnahme von einem eigentlich so bestellt, daß das Volk sich nur zeitenweise um diese Dinge kümmert; zu seinem großen Schaden, aber auch zu seinem großen Nutzen betrachtet es im allgemeinen die Politik wie etwas Unwirkliches, das zwar wie durch ein unabwendbares Verhängnis in sein Leben eingreift, aber nicht zu seinem Leben gehört: die Politik bleibt der Politikerkaste überlassen. Nur in einem Land ist dies anders: in England ist wirklich das große Volk politisch geworden, und damit in Zusammenhang steht die fast zur zweiten Natur gewordene Heuchelei, die man in allen Schichten des englischen Volkes findet. Wenn z. B. Deutsche sich für die Buren und gegen die englischen Bedrücker begeisterten, so waren die Anführer dieser Bewegung Gewaltpolitiker, die große Masse hinter ihnen aber waren Sentimentalisten. Wenn dagegen in England imposante Entrüstungsmassnahmen über armenische, griechische oder sonst irgend welche Greuel stattfinden, so kann man sicher sein, daß es sich der Masse Engländer nie um das Rechtsempfinden, sondern immer um die englische Politik handelt. Nur wenn man das weiß, begreift man, wie die Kriegsbewegung, die in immer größerem Maße das englische Volk ergreift — die Stimmung zum Krieg gegen Deutschland — von keinerlei Parteiprinzipien gehemmt wird, und wie z. B. Führer der englischen Sozialdemokratie, wie Hyndman und Blatchford, diese Kriegsbewegung mitmachen. Zum Teil ist es diesen freilich auch darum zu tun, durch Flottenbauten der Arbeiterschaft in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise beizustehen; auch darin sind sie Politiker. — In der Türkei intrigieren die Engländer gegen die Jungtürken und das Verfassungsregiment; in Persien unterstützen sie den Schah gegen die mutigen Verfassungskämpfer, wie sie umgekehrt in Rußland die Revolutionäre gegen den Zaren unterstützen; alles für England, für dasselbe England, das über nahezu 300 Millionen Indier die furchtbarste Unterdrückung und Ausbeutung verhängt. Der Schuß, der kürzlich in London von dem jungen indischen Studenten Nadar Lal Dhinagri gegen einen engloindischen Würdenträger abgegeben wurde, könnte den Engländern, denen die Politik noch nicht ganz das wirkliche Denken gewankt hat, zeigen, daß sie, wenn sie fürderhin das Bedürfnis haben, sich zu entrüsten, nicht zu fremden Völkern zu gehen brauchen: ihre eigene Greuelwirtschaft in Indien kann ihnen mehr wie genug Stoff geben. Und wenn ihre kriegerische Begier größer ist, als ihr Reinlichkeitsbedürfnis, so brauchen sie immer noch nicht zum Krieg gegen Deutschland rüsten. In Indien bereitet sich ein revolutionärer Unabhängigkeitskrieg vor, der unaufhaltsam herannahet und unbeschreiblich furchtbar werden wird. Achten wir auf das, was in Indien vor sich geht. Es gibt keinen kapitalistischen Staat in Europa, der nicht die Zuckungen spüren wird, wenn die Bewohner des Kaiserreichs Indien es ablehnen, Europa fernerhin Tribut zu zahlen. Der Reichtum Englands, die Möglichkeit, daß England ein Handelsvolk ist und seine Landwirtschaft zu Grunde gehen läßt, die wirtschaftlichen Zustände nicht nur Englands, sondern aller Staaten Europas beruhen zu großem Teil auf der Unterdrückung und Aussaugung der 300 Millionen Indier. Sie sind in Bewegung gekommen; es handelt sich bei dem, was bevorsteht, nicht mehr um kleine Hungeraufstände und Rebellionen gegen einheimische Fürsten (die die Helfershelfer der Engländer sind): die Zeichen sind da, daß das große Beben näher und näher kommt.

DER SOZIALISTISCHE BUND besteht aus Gruppen — Gäste werden zu den Sitzungen jeder Gruppe nach Meldung bei dem Gruppenwart geladen :: ::

BERLIN. Gruppe *Arbeit.* Tagt jede Woche Freitags. — Gruppenwart *Georg Dell*, Berlin, Barnimstr. 41.

Gruppe *Gemeinschaft.* Tagt Mittwochs. — Gruppenwart *Adolf Otto*, Nikolassee b. Berlin, Prinz Friedrich Leopoldstr. 5.

ORANIENBURG. Gruppe *Grund und Boden.* Tagt alle 14 Tage Dienstags. — Gruppenwart *Karl Tomys*, Eden b. Oranienburg.

MÜNCHEN. Gruppe *Tat.* Näheres durch den Gruppenwart *Karl Morax*, Baderstr. 45, IVr.

ZÜRICH. Gruppe *Freiheit.*

LUZERN. Gruppe *Aufbau.*

BERN. Gruppe *Hammer.* — Näheres durch *Mark Harda*, Bern, Pflugweg 5.

DER SOZIALIST erscheint vierzehntägig am 1. und 15. jeden Monats. Preis der Einzelnummer 10 Centimes; Abonnement (ohne Porto) für ein Jahr 2 Francs, mit Nachnahme 2,15 Francs. Bestellungen werden entgegengenommen von der *Expedition Bern, Pflugweg 5.* — Alle für die Redaktion bestimmten Einsendungen (Manuskripte, Briefe, Tauschblätter) richte man an *Mark Harda, Bern, Pflugweg 5.* — Gelder sind ausschliesslich an die persönliche Adresse *Ernst Jost, Bern, Pflugweg 5* zu senden. — Verantwortlich für Verlag und Redaktion *Margarethe Faas, Bern, Pflugweg 5*; Druck von *Wilhelm Habicht, Berlin SO. 26, Oranienstraße 15.* :: :: :: :: :: :: ::

SOZIALISTISCHER BUND

SIEDLUNGS-FONDS

Die unterzeichnete Gruppe hat es unternommen, die erste Siedlung des „Sozialistischen Bundes“ vorzubereiten.

Wir sind alle einig darin, dass der Sozialismus nur dadurch beginnen kann, dass die Sozialisten mit dem ganzen Menschen, mit ihrer Produktion und ihrem Konsum aus dem Kapitalismus austreten. Wir sind einig darin, dass ein solcher Beginn nur möglich ist auf der Grundlage der Vereinigung landwirtschaftlicher und industrieller Arbeit. Statt dass wir mechanische Teile der kapitalistischen Gesellschaft sind und für unsere Bedürfnisse von unserm Lohn Jahr um Jahr dem Kapitalismus Waren abkaufen, wollen wir uns ein für alle Mal durch den Erwerb von Land loskaufen und dann durch Zusammenlegung unsrer Kräfte selbst herstellen, was wir brauchen und uns aus der Frohn, dem Elend und der Erniedrigung zum Leben und zur Freude retten.

Nicht für uns allein wollen wir das; für alle! Es wird ein schwerer Beginn sein, aber es wird ein Beginn sein.

Der Stein muss ins Rollen kommen; legen wir Hand an!

Indem wir Weggehende sind, wollen wir Vorausgehende sein. Wir wollen, dass alle Menschen, die sich nach Freiheit und gerechtem Leben sehnen, uns auf unsrem Wege begleiten.

In welchem Umfang diese erste sozialistische Inlandsiedlung begründet wird, welche Personen daran teilnehmen und so vieles andere kann jetzt noch in keiner Weise entschieden werden.

Wir tun heute den ersten Schritt, indem wir den Siedlungsfonds des Sozialistischen Bundes begründen.

Ueber Beiträge, die uns übergeben werden, wird im „Sozialist“ und durch schriftliche Urkunde quittiert werden.

Ausserdem geben wir Marken im Betrag von zehn Pfennig aus

Durch den Verkauf dieser Marken an Einzelne in öffentlichen Versammlungen und privaten Zusammenkünften hat jeder Kamerad Gelegenheit, unser Wollen und die Idee, die uns führt, darzulegen. Durch das Aufkleben der Marken auf Briefe wird wiederum Propaganda getrieben.

Die Ausgabe der Marken und den Empfang der Gelder hat übernommen: Alfred Starke, Oranienburg bei Berlin, Kolonie Eden.

Der Siedlungsfonds ist lediglich für die Siedlung des Sozialistischen Bundes bestimmt; die Gelder werden nur für die Begründung einer bestimmten Siedlung in Angriff genommen.

Die unterzeichnete Gruppe bürgt für eine geregelte Kassenführung. Die Gruppe „Arbeit“ und die Gruppe „Gemeinschaft“ des Sozialistischen Bundes, beide in Berlin, werden die Kontrolle übernehmen.

Die Gruppen des Bundes erhalten noch besondere Mitteilung.

7. Juli 1909.

*Gruppe „Grund und Boden“, Oranienburg b. Berlin,
Der Gruppenwart: Karl Tomys.*

Soeben erschien im Verlage des Sozialistischen Bundes, Berlin N. W. 52

DIE KRISE IN RUSSLAND

Aufklärungen über die russische Revolution und Gegenrevolution von *W. Tscherkessoff*

Mit einem Vorwort *M. N.* über die türkische Revolution und einem Nachwort von *Gutav Landauer* über soziale und politische Revolution

Preis 10 Pfennig. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.